Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 1

Artikel: Dem Siml fehlt was

Autor: Baltinester, Wilhelmine

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633437

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zu sagen wußte. Sie hätte sonst bekennen müssen, daß die erwähnte Ruhebank weder von einem abgestürzten Felsblock noch von einer anderen Naturgewalt zertrümmert worden, der Schaden vielmehr nur durch ruchlose Menschenhände entstanden sei. Aber sie fühlte sich doch recht peinlich an einen dunkeln Augenblick erinnert, wo sie in Gegenwart ihres Aeltesten auf den Guggisauer Kurverein grochste, der ihr mit seiner übertriebenen Fürsorge nur die Gäste fernhalte. Wieso dann just in selbiger Nacht die beiden Bänke ober- und unterhalb der Wirtschaft zusammengehauen wurden, hatte sie nie erfragen mögen.

„Es ist bloß, daß eben unsereiner selber nichts übrig hat, sonst wollt' ich deswegen kein Lamento hören!" seufzte sie mit sorgenvoller Miene. „Fünf Kinder und das bißchen Sommerwirtschaft — was meinen Sie? Da ist nicht viel herauszuschlagen. Ach, du mein Trost!"

Auf näheres Befragen konnte sie zwar die Existenz ihres Mannes nicht in Abrede stellen, aber sie sagte auch nichts davon, wie grundbrav dieser sei, der wochentags in dem stundenweit entfernten Treustadt Arbeit tat und ihr den größeren Teil des Lohnes jeden Samstag treulich nach Hause brachte. In solcher Weise pochte sie nämlich gern auf das Mitleid der Fremden und erreichte nicht selten, daß der eine und andere beim Aufbruch weit mehr als nur seine Schuldigkeit tat.

Ihr selber sah man immerhin keinen Mangel an. Sie war gut gepolstert, kräftig, von untersetztem Bau, mit mannhaften Hüften und breitknochigem Gesicht, dessen Züge einen auffallend starken Lebenswillen verrieten. Nur von Zufriedenheit und mütterlichem Sichbescheiden stand nichts darin geschrieben. Rasch im Zugreifen und Aufspüren eines Vorteils, konnte sie sich zäh wie eine Bestie in eine Sache verbeißen, bis der letzte Tropfen Mark ausgesogen war; hingegen mochte jemand nur Geringes von ihr fordern, so belauerte sie ihn mit solchem Mißtrauen, daß er keinen Zoll über das billigste Maß hinauskam. — In den behaglich forschenden Deutschen, denen es Freude machte, einen Blick in das Innere der einsamen Berghütte zu tun, spürte das listige Weib schnell den teilnehmenden Geist, und im Bestreben, ihn wohl zu nutzen, erbrachte sie mancherlei Wahrheit und Dichtung vom Leben auf dem Gupf, so daß die Hörer zuletzt ganz ergriffen waren. — Ja, im Sommer ging's noch leidlich her, da gab es etwas zu sehen, man konnte sich regen und etwa ein bißchen Vorrat häufen. Aber den Winter über kam der Vater Angehr selten nach Hause, die Kinder mitunter wochenlang nicht in die Schule und sie selber nie aus der elendesten Plackerei heraus. Sie hatte noch letzten Hornung ohne jeden Beistand eine schwere Kindbett durchgemacht und war überhaupt — wenn's sein mußte — alles, Mutter, Vater, Lehrer, Pfarrer, Arzt, in einer Person. Mit einem bezeichnenden Kopfwink gab sie schließlich zu verstehen, daß sie zu allemhin noch Mutterstelle an einem ungebetenen Schwestersohn vertrete. Damit meinte sie den kleinen Matthias Böhi, der am Boden kauerte und Unkraut rupfte — „selber ein rechtes Unkraut, aber eben doch ein armes Tröpfchen und Gottesgeschöpfchen, dem man wohl oder übel den Mund auch stopfen müsse" — wie die Angehrin ihren Gästen unter gelinden Seufzern vertraute.

Allein das „Unkraut" hatte seine Ohren. Die gekränkte Seele kam vor Verwunderung über die Worte der Basgotte ganz aus dem Takt. Warum sagte sie nichts von dem großen Kostbatzen, den seine Mutter für ihn erlegen mußte? So jung er war, fühlte er doch schon den giftigen Stachel der üblen Nachrede. Und als ihn dann die fremde Frau, ganz gerührt von seinem herben Los, an den Tisch winkte, um seinen Sparhafen zu spicken, geschah etwas, davor alle Anwesenden die Augen aufrissen und die Sprache verloren. Der Knabe schmiß sein Messer wütend fort, lief heulend dem Loch zu und warf sich in sicherem Abstand bäuchlings auf die Matte, seinen Schmerz zu ersticken.

Aber sein Elend war nicht dumpf und stier, sondern hellsichtig, voller Erinnerungen an schönere Zeiten, denen er nachhängen konnte. Oh, lange, kummerlose, unvergeßlich heitere Jahre hatte er dort unten am See verlebt, in Großvaters Haus, wo ihn alle herzten, herumtrugen, mit leckeren Sachen speisten und eifersüchtig um seine Liebe warben! Da waren Ochsen, Kühe und Schweine gewesen, ein ganzer Wald von Obstbäumen, Johannis- und Stachelbeeren; er hatte auf schwindlig hohen Heufuhren gethront, war mit den Großeltern zum Markt in die Tausendhäuserstadt gereist, auf kreisenden Schaukelpferden geritten und mit dem wasserstampfenden Dampfschiff gefahren. Ja, ein Brünnlein lautester Seligkeit war da geflossen, und im Traum hatte er nicht daran gedacht, daß es einmal versiegen könnte. Wie mochte das nur geschehen sein? Seine Sinne wollten den Wandel nicht fassen. Er hatte nur behalten, daß eines Tages die frohgelaunte Großmutter für immer verstummte, irgendwohin entschwunden war, weshalb auch der Großvater so wunderlich still wurde und keine Fahrten mehr machen mochte. Es kamen dann öfters fremde, unfreundliche Männer ins Haus, die mit dem betrübten Alten hart umgingen, unheimliche Papiere auf den Tisch warfen, stritten, fluchten, polterten und ihm das Herz noch schwerer machten, so daß er fast immer weinte, wenn der kleine Enkel auf seinen Knien saß. Welche Bewandtnis es damit hatte, ahnte dieser freilich erst ein wenig, als die Ochsen, Kühe und Schweine aus dem Stall geholt und nicht mehr zurückgebracht wurden. Ganz zuletzt erschienen für kurz auch die beiden Onkel, die Basgotte und Matthias' Mutter wieder im Hause. Doch alle waren blaß, sahen sich traurig an, sanken einander in die Arme, trugen allerlei Habe zusammen, nahmen die Bilder von den Wänden, rissen die Bettladen auseinander und luden den ganzen Kram auf einen Leiterwagen, davor ein unbekanntes Rößlein scharrte. (Fortsetzung folgt.)

Dem Siml fehlt was.

Skizze von Wilhelmine Baltinester.

Der Siml, gut fünfzig Jahre alt, geht ein bissel vertepscht herum. Im Wirtshaus, im dunklen Eck, wo sie oft ihren Rötel miteinander trinken, stellt ihn sein alter Freund, der Anderl.

„Woas is denn mit Dir? Bischt krank?"

„Naa."

„A G'friß machst aba ganz danach."

„I woas selber nit, woas mir fehlt. Eppes fehlt mir ...“

„Heirat'n sollst!“

„Bist narrisch?“ tut der Siml empört.

„I nit! Aba du, weil du bis fufzig ledig umanand laufst! I bin grad so alt wiar du und scho lang Großvata.“ Der Anderl schlägt sich in die Brust, als sei sogar der Enkelsohn sein unmittelbares Verdienst.

„No halt ja ...“ Der Siml sinniert, ist betrübt. „I moan halt, i bin z'alt zum Heirat'n.“

Der Anderl schiebt die Pfeife von einem Mundwinkel in den anderen. „Z'alt, sagst? Sind gnua Weiberleut im richtig'n Alter da, die di mög'n.“

Der Siml schweigt erst. „Schiach dürfst nit sein!“ meint er nach einer Weile.

„A woher denn schiach? Wer wird akkrat a ganz Schiache nehma!“

„Und g'sund muaß sie aa sein.“

„Woll, woll!“

„Und zwoanzig Joahr alt.“

„Woas ...?“ Der Anderl nimmt die Pfeife jäh aus dem Mund.

„Mir scheint, du hoast narrische Schwämm' g'freß'n“, erbost sich der Anderl. „Fufzig bist, und sie soll zwoanzig sein? Da hör' amal aner den da an!“

„A ältere mag' i nit“, beharrt der Siml.

„Hast an damischen Rausch. Geh schlaf'n!“ rät der Anderl verbissen, steckt die Pfeife wieder zwischen die gelbschwarzen Zähne, hat eine Wut. Er ist fünfzig, wie der da, und hat ein Weib zu Hause, rechtschaffen ist sie, grauhaarig, so lang wie breit, eine alte Frau halt. Und der da möcht' so einen ganz jungen, reschen Apfel haben! Ja, wofür denn eigentlich? Weil er bissel Geld hat? Das hat so mancher junge auch. So ein alter Malefizer! Der Anderl spuckt Tabak aus. Der Siml sitzt und sinniert weiter in die zerschabte Tischplatte hinein.

„Z'letzt heirat'st do no a ältere“, nimmt der Anderl das Gespräch wieder auf.

„Nimma.“

„Du mit deine Zahnluck'n!“

„Dö sieht ma nur, wenn i red'.“

„Dös müsset a saublöde Goas sein, die di nimmt, wann sie zwoanzig is.“

„Je nachdem“, sagt geheimnisvoll der Siml.

„Mir scheint, du hast scho ane in Aussicht, ha?“ lauert der Anderl, dem nichts Gutes ahnt.

Der Siml macht ein halb verlegenes, halb verschlossenes Gesicht.

„Tepp, Alter!“ Der Anderl haut mit der Faust auf den Tisch. „D' Höll' wirst dir ins Haus nehma mit aner Jungen. Betrüg'n wird's di von hint' und von vorn. Ka Ruah wirst hab'n. Hörner wird's dir aufsetz'n und 's Geld aus der Lad nehma.“

„No, no!“ wendet ungläubig lächelnd der Siml ein.

Der Anderl, von so viel Verstocktheit erbost, springt auf. „Dös sag i dir, i woar dei bester Freind mei Lebtag. Nia hab'n wir aan Streit g'habt. Abe jetzt wer ma streit'n. Ja, jetzt wer ma streit'n, sag' i dir. I laß dös nit zua.“

Der Siml lächelt etwas abwesend und etwas verlegen. Er hat wirklich einige Zahnlücken, noch dazu gerade vorn; jetzt beim Lächeln kann man sie sehen.

Der Anderl fuchtelt noch ein paarmal herum, dann setzt er sich nieder. „Hör zua amal! Für di g'hört a g'setztes Weibsbild, so um die Fünfundvierzig herum.“

Der Siml beutelt sich. Unbeirrt, streng spricht der Anderl weiter: „A bissel a Geld soll's ham, Aussteuer, versteht sich, uneben darf's aa nit grad sein. Aba zwoanzig Joahr darf's nit ham. Dös is z' jung für so aan alt'n Patzer, wiar du aner bist. Dös tuat koan guat nit!“ Und nach einer Weile sagt er langsam: „I wüaßt dir ane!“

Der Siml hebt den vergrübelten Blick, schaut den Anderl fragend an.

„So um fünfundvierzig herum, anständig, sauber. Wann man's im Sonntagsmieder so von hint' sieht, schaut's akkrat wiar zwoanzig aus. A Frau für di!“

„Wer ist nacher die?“ erkundigt sich der Siml vorsichtig.

„D' Schwesta von mein' Weib. A Wittib. Der Moan is vor anderthalb Joahr g'storb'n. Unt'n im Tal hat's an Hof. Man biet' ihr vüll für'n Hof. Wann's heirat' und da heraufzieht, verkauft's den Hof und bringt aan Hauf'n Geld mit.“

„Fünfundvierzig Joahr?“

„Woll. Aba von hint' ...“

„Naa!“ sagte der Siml entschieden.

Der Anderl steht auf. „Pfüat Gott!“ brummt er kurz angebunden und stelzt zur Wirtshaustür hinaus.

„Pfüat Gott! Af an andres Moal!“ ruft ihm der Siml nach.

Der Anderl hat eine Mordswut. Die Schwägerin hat er anbringen wollen; sie versprach ihm einen Batzen Geld, wenn er ihr einen anständigen wohlhabenden Mann verschafft. Und außerdem hat er den Siml vor dem sicheren Unglück einer ganz unpassenden Ehe behüten wollen. Der Siml bockt, schön. Mag er also bocken! Ausbaden wird er's ja selber müssen.

Ein paar Tage später reden die Leute davon, daß der Siml sich mit seiner Jungmagd Kathel, die rund zwanzig Jahre alt ist, aufbieten lassen will. Der Anderl schaut ihn mit keinem Blick mehr an. „Tot is er für mi!“ erklärt er seinem Weib.

Zehn Tage vergehen. Noch ist die Sache Gerücht, aufgeboten hat man die zwei nicht. Da hört man, daß auf dem Hof des Siml ein Riesenkrach war; die Jungmagd sei hinausgeflogen, und ein junger Knecht ihr nach.

Der Anderl schlägt sich befriedigt auf den Bauch. „Jetzt hat er's!“ Er geht nicht zum Siml, obwohl seine Frau ihn fortwährend drängt und stupst, er solle hinübergehen und ihn trösten.

„Naa!“ sagt der Anderl energisch und fährt mit der flachen Hand scharf von rechts nach links über die Tischplatte. „Für mi is er trotzdem tot.“

Ein paar Monate vergehen. Den Siml sieht man nur wenig im Dorf. Wenn er in ein Wirtshaus will, steigt er die drei Stunden bergab ins nächste Dorf. Aber eines Sonntags, der Anderl sitzt in der Stube, tut sich die Tür auf, und der Siml steht da. „Grüaß Gott!“ sagt er.

„Grüaß Gott!“ Der Anderl schiebt ihm einen Stuhl hin. —

Sie stopfen bedächtig und aufmerksam ihre Pfeifen, ziehen, schmauchen.

„A schöner Tag!“ sagt Siml.

„Woll.“

Dann schweigen sie beide. Bis der Siml den Kopf hebt und fragt: „Is sie no frei, dei Schwägerin?“

Der Anderl beißt ins Pfeifenmundstück, um seine Vergnügtheit zu verbergen. „I denk', sie is frei“, erwidert er mit gleichmütigem Gesicht.

„No, dann mach's!“ sagt der Siml.

Keiner von beiden redet ein Wort über das, was sich unterdessen auf dem Hof des Siml ereignete. Das Weib des Anderl kommt herein, wundert sich groß, daß der Siml da ist, spricht viel, fragt, kann es nicht über sich bringen, den Fall totzuschweigen.

„Koch an Kaffee!“ fährt ihr der Mann unwirsch in die Rede.

Sie gluckst noch ein paar Worte, dann watschelt sie hinaus. Die beiden Männer sitzen am Tisch, still, sinnieren. Die Pfeifen wölken. Mit einem Male sagt der Anderl aus Herzensgrunde: „A alter Ochs bist g'wen!“

Mit tiefster Ueberzeugung nickt der Siml.